

# Liturgische Reise durch Europa

Von *Otto B. Roegele*

Wer viel unterwegs ist, sei es als Tourist, sei es aus beruflichen Gründen, lernt die Auswirkungen des Zweiten Vatikanischen Konzils unter einem besonderen Aspekt kennen, sofern er auf Reisen nicht darauf verzichtet, die Sonntagsmesse zu besuchen. Die liturgischen Reformen haben nicht nur der jeweiligen Landessprache zum Durchbruch verholfen; sie haben auch zu einer Diversifikation der Riten, Texte und Gewohnheiten geführt, die kaum größer sein könnte, wenn sie beabsichtigt und ausdrücklich angeordnet wäre.

Über Motive und Ursachen dieser Erscheinung soll hier nicht weiter spekuliert werden; wenn die Obrigkeit eine Ordnung, an der sie jahrhundertlang mit rigoroser Strenge festgehalten hat, von sich aus lockert (und damit zu erkennen gibt, daß sie diese Ordnung nicht mehr für unveränderlich hält), öffnet sie eine Schleuse und vermittelt den Eindruck, daß nun auch die neuen Regeln als veränderlich zu gelten haben.

Ebensowenig können die Folgen und Auswirkungen dieser Diversifikation diskutiert werden, weil dies zu weit führen würde; immerhin dürfte gestattet sein, einige Fragen zu stellen, auf die der Verfasser freilich selbst nicht immer eine schlüssige Antwort weiß.

Dies ausdrücklich zu bemerken erscheint nicht überflüssig. Es kommt immer häufiger vor, daß man von gänzlich Unbekannten (auch Jugendlichen) angesprochen und auf liturgische Besonderheiten hingewiesen wird, sei es auf die Rarität einer Pfarrei mit lateinischem Hochamt, auf eine Abtei mit gregorianischem Choral, auf eine »stille« (und predigtfreie) Messe, sei es auf »Jazz-Messen« oder Eucharistiefiern in Privatwohnungen. Zumal in Frankreich werden Orts- und Zeit-Angaben über Sonntagsgottesdienste im vorkonziliarischen Stil als Geheimtipps gehandelt. Es würde nicht verwundern, wenn im Lande des Guide Michelin demnächst ein Führer durch die so unübersichtlich gewordene Liturgie-Landschaft der *douce France* erschiene. Eine hohe Anfangsausgabe wäre wohl kaum ein Risiko.

Schließlich sollen bei alledem keine Wertungen ausgesprochen, keine Urteile gefällt, sondern Beobachtungen mitgeteilt werden – obzwar der Beobachter gewisse Sorgen, die ihn dabei befelen, nicht ganz unausgesprochen lassen kann.

Was im folgenden geschildert wird, ist eine höchst zufällige und ergänzungsbedürftige Sammlung von Einzelfällen, die in keinerlei Hinsicht als repräsentativ gelten können. Die erwähnten Gottesdienste wurden weder auf Grund bestimmter Informationen aufgesucht noch vermieden. Es sind Eindrücke vom jeweils »Nächstliegenden«.

Brüssel, Sonntagshochamt in der Kathedrale. Die 40 bis 50 Gottesdienstbesucher füllen nicht einmal das Viereck um den freigestellten Altar. Dort ist kein Kreuz zu sehen, wohl aber ein Mikrofon. Keine Kerzen. Im Kirchenschiff keine Kniebänke, kein Gestühl, dafür einige Reihen von Klappsitzen (natürlich ohne Kniebänke), die aus einem aufgelassenen Kino erworben wurden, wie aus kleinen Blechmarken an den Lehnen hervorgeht. Nebenaltäre abgeräumt, der ganze Raum trist und öde.

Brüssel, kleine Kirche in der Nähe der Grand' Place. Singmesse am Sonntag. Nach dem Credo setzt sich der Zelebrant auf einen Stuhl und wartet ab, bis die Kollekte »durch« ist. Die Opferung entfällt, es geht gleich zur Präfation, dann folgt ein Kanon, der offenbar eigens angefertigt wurde. Bei der Wandlung (natürlich) »Becher« statt »Kelch«. Die konsekrierten Hostien, die nach der Kommunion übrigbleiben, werden von Laienhand sogleich in die Sakristei weggetragen. Tabernakel oder Ewiges Licht sind nicht zu sehen.

Kirche in einer belgischen Kleinstadt, Jugendmesse am Sonntag. Ein hektographiertes Blatt mit den Liedertexten teilt die Eucharistiefeier ein in »Wortliturgie« und »Brotliturgie« (Liturgie du Pain).

Ein nordwalisisches Badestädtchen. Volle Kirche beim Sonntagsgottesdienst. Meßfeier ohne Experimente in englischer (nicht walisischer) Sprache. Viele von den Älteren Rosenkranzbeter. Gemeinde eher passiv während der Feier, wenn auch Laien Lesungen vortragen. Harmonium zu gefühlsbetonten Liedern. Nach dem Gottesdienst gemeinsame Kaffeetafel (plakatiert als Lockmittel für Gäste). Heitere Atmosphäre mit sektenhaftem Einschlag. Hochgradige Diaspora.

Wallfahrtsort im östlichen Frankreich. In der großen, erst in den letzten Jahren erbauten Kirche haben sich mehrere hundert Pilger zur Sonntagsmesse versammelt. Statt des Gloria wird ein Lied gesungen, das Credo wird durch eine vom Zelebranten vorgetragene verkürzte Paraphrase ersetzt, in der einiges fehlt: die Geburt aus der Jungfrau, die katholische Kirche, die Vergebung der Sünden; dafür wird alles sehr rhythmisch bewegt, gewissermaßen im Dreivierteltakt, vorgetragen. Im Hochgebet, das im Aufbau und mit den Anfängen der einzelnen Abschnitte dem Modell II folgt, wird an drei Stellen improvisiert – teils in Abänderung, teils in Ergänzung des Textes. Die Extempore-Passagen beziehen sich auf einige Pilgergruppen und auf die aktuelle politische Lage.

In einem südportugiesischen Dorf. Sonn- und feiertags nur eine Messe. Kirche gut gefüllt. Alle Besucher im Sonntagsstaat. Altar und Tabernakel getrennt. *Missa versus populum*. Gelassenes Zeitmaß (Dauer mit kurzer, sehr rhetorischer Predigt 50 Minuten). Meßformular wie bei uns, Muttersprache, keine Freiheiten. Viele Rosenkranzbeter, auch unter den jüngeren, aber durchwegs altarbezogen, eifriges Singen und Respondieren. Gottesdienstbesucher warten am Ende des Gottesdienstes, bis Arme vom Dienst sich zur Entgegen-

nahme einer Gabe am Portal aufgestellt haben. Insgesamt: heitere, naive, fromme Atmosphäre. Aktionismus begrenzt auf das Herausjagen der Hunde vor der Predigt und dem Kanon. Davon abgesehen sehr viel Ähnlichkeit mit einer normalen Sonntagsmesse in den zwanziger Jahren bei uns. Keine Diasporasituation.

Kathedrale im kastilischen Hochland. Kapitelsamt am Sonntag, levitiert; laut und schnell im goldenen Ornat, am unveränderten Hochaltar, nicht *versus populum*. Es ist eigentlich alles wie früher, nur wird spanisch statt lateinisch gebetet. Der Gebetsdialog spielt sich zwischen den Zelebranten und den Kapitularen in ihrem Gestühl ab. Die nicht sehr zahlreichen Gottesdienstbesucher von »draußen« bleiben stumm. Kein Lied, kein Instrument, keine Sekunde ohne dröhnend verstärktes Wort.

Kirche in nordspanischer Kleinstadt. Halblaute Messe, weder still noch vernehmbar. Kein Dialog, aber *versus populum*. Nach der Kommunion zieht sich der Priester auf einen Sessel zurück, der vor dem alten Hochaltar aufgebaut ist, versinkt in Schweigen. Es dauert ziemlich lange, nach drei, fünf Minuten fangen die Kirchenbesucher an, das Kreuz zu schlagen und hinauszugehen, zunächst einzelne, dann Gruppen. Wenige bleiben zurück. Schließlich steht der Priester auf und spricht Schlußgebet, Segen und Entlassung.

Athen. Mikrophonfreie Abendmesse. Wenige ältere Männer und Frauen. Vor dem Gottesdienst Ikonenküssen und Kerzenspenden. Meßfeier nicht *versus populum*. Formular an zwei Abenden in der Landessprache, einmal in Latein. Temperamentvolle Predigt. Wenig Teilnahme am Geschehen (Rosenkranzbeter), dennoch altarbezogen. Sehr langsame Tempi, auch nach dem Gottesdienst langes Verweilen. Integrierte Schar frommer Einzelner. Hochgradige Diaspora.

Hauptkirche einer mittelgroßen Stadt in Süditalien, sonntags um zehn Uhr. Wortgottesdienst am reich mit Blumen geschmückten neuen Altartisch. Sehr ausführliche und temperamentvolle Predigt, eine vom sporadischen Publikum offensichtlich gewürdigte rhetorische Leistung. Die Bänke sind höchstens zu einem Sechstel gefüllt. Die heilige Messe zwischen Credo und Segen wird sehr schnell zelebriert, fast möchte man sagen: als lästiges Beiwerk. Nach der Kommunion füllt sich die Kirche plötzlich ganz. Ein Sänger erscheint, die Orgel setzt ein, am alten Hochaltar werden unzählige elektrische Lichter entzündet. Der Priester kommt, im goldenen Weihrauch, viele Kerzen. Gebete zur Muttergottes vom Rosenkranz zu Pompeji, eine gute halbe Stunde. Für die dort Versammelten ist das augenscheinlich der wichtigste Teil des Gottesdienstes.

In einer Großstadt Jugoslawiens. Brechend volle Kirche, freilich hauptsächlich ältere Leute. Kirchenraum eiskalt. Gottesdienst in Landessprache, strenges Ritual. Starke Beteiligung der Gläubigen. Soziale Kontakte fast

betont zur Schau gestellt, allerdings nur von den Alten, vor und nach dem Gottesdienst. Volkskirchliche Restgemeinde in einem atheistischen Staat.

Kirche in einer dörflichen Sommerfrische in Tirol. Die Kirche gesteckt voll, der Besuch muß jedes Seelsorgerherz erfreuen, die Sangesfreudigkeit ist ungeboren. Es gibt eine längere Predigt über Streitfragen der zeitgenössischen Theologie, wobei der Prediger aus seinem Herzen keine Mördergrube macht. Es ist heiß, die Leute geben es auf, etwas zu verstehen, es zieht sich in die Länge. Dafür entfällt die Opferung. Niemand zeigt Verwunderung, es scheint immer so zu sein.

Mondäner Kurort in der Schweiz. Sonntagsmesse von A bis Z in Hochdeutsch, das jedoch, von wenigen Kurgästen abgesehen, niemand spricht. Weitaus die meisten Teilnehmer am Gottesdienst sind Italiener, Franzosen, Engländer, Rätoromanen. Die Gemeinde verhält sich dementsprechend, das heißt, sie schweigt beharrlich. Ebenso beharrlich singt der Zelebrant deutsche Lieder ins Altarmikrofon. Er läßt sich durch Hochgebet und Wandlung nur kurz und offenbar ungerne unterbrechen. Während er die Kommunion austeilte, singt er unverzagt weiter, wobei es sich erweist, daß er auch ohne Lautsprecher die Kirche füllt. Was ursprünglich wohl als Anregung zum Mitsingen gedacht war, wird zur Alleinunterhaltung, die das Gegenteil bewirkt, zumal sie zu Liedern animieren will, die keiner kennt. *Participatio als lucus a non lucendo?* Klerikale Selbstdarstellung? Prinzipienreiterei (Sprache als Ausdruck des Territorialprinzips)?

Kindergottesdienst in deutschschweizerischer Großstadt. Lesungen und Gebetstexte auf Schwizerdütsch, Responsorien hochdeutsch. Das hier Fremdsprachliche des Hochdeutschen tritt deutlich zutage; die Kinder kleben an den vorgedruckten Blättern, sie lesen fleißig ab, sie könnten nicht holperig-bemühter beten, handelte es sich um das »unverständliche« Latein. Es hört sich an wie gesprochenes Papier.

Sonntagsmesse auf französischem Touristenschiff im Mittelmeer. Amerikanischer Geistlicher zelebriert auf Englisch, das keiner der sonst Anwesenden versteht, auch nicht der Deckoffizier, der ministriert. »Muttersprache« als Selbstzweck – wessen?

Pfarrkirche in der Innenstadt von Paris. Ein von der Geistlichkeit unterzeichnetes Plakat an der Eingangstür ermahnt die Gottesdienstbesucher streng, kein Gebetbuch zu benutzen, auf keinen Fall während der Eucharistiefier mitzulesen, weil dadurch die aktive Teilnahme an der Verwirklichung der Gemeinschaft gestört werde. (Der Verlauf der Meßfeier weckt den Verdacht, daß dieses Verbot deshalb erlassen worden sei, weil es dem »Laien« erschwert werden soll, Abweichungen von den approbierten Texten festzustellen.)

Wochenprogrammzettel in einer Pfarr- (ehem. Abtei-)Kirche an der Loire. Als Besonderheit ist vermerkt, daß hier die Freiheit der Wahl »de la liturgie

offizielle« und »du français (autorisé)« gewährt werde, wenn jemand eine heilige Messe, besonders ein Requiem, bestelle. Erkundigung an Ort und Stelle ergibt, daß dieser Hinweis einen erstaunlichen Bedarf zu Tage gefördert hat. Viele Geistliche lehnten es nämlich ab, ein lateinisches Requiem zu »konzedieren«, selbst wenn der Verstorbene dies gewünscht habe und die Hinterbliebenen diesen Wunsch teilten. Noch schwieriger sei es, eine »römische« Hochzeitsmesse zu erlangen. Die Kirche an der Loire zieht daraus offensibaren Nutzen. Liturgiegefälle als Einnahmequelle?

Kleinstadt in Westdeutschland. Ikebana auf dem Altartisch, aber weder Kreuz noch Kerzen. Fünf Mikrophone: je eines auf dem Altar, auf der Kanzel, auf dem Ambo, seitlich bei den neu eingerichteten Sitzen und am Hochaltar. Kein Ministrant. Ein Erwachsener im Chorrock ist ausschließlich damit beschäftigt, das jeweils benutzte Mikrophon ein- und auszuschalten, herzutragen, wegzubringen, besser zu justieren. Wein und Wasser holt der Zelebrant selbst, er gießt auch das Wasser mit der einen Hand über die andere. Schon bei der Begrüßung schrickt jeder zusammen, der Priester ist ein Naturtalent, das sämtlicher Stimmverstärker leicht entraten könnte.

Dorf mit halbstädtischer Bevölkerung in Westdeutschland. Der Zelebrant begrüßt die Gottesdienstbesucher sehr ausführlich, erwähnt die Fernsehnachrichten vom Vorabend, namentlich die Unfälle im Massenverkehr des Ferienbeginns, und macht den Kirchgängern klar, wie gut sie es haben, weil sie gesund im Gottesdienst sein dürfen und nicht auf der Autobahn eingeklemmt oder verunglückt sind. Ohne Übergang folgt der Eingangsvers. Nach dem Evangelium eine halbstündige Predigt, die keine Auslegungsmöglichkeit offen läßt. Rapide von der Opferung bis zur Kommunion. Vor dem Schlußseggen eine dritte Ansprache: diesmal über freudige und leidige Ereignisse in der Gemeinde, Hinweise auf Veranstaltungen der Woche, Ermahnungen zu gottgefälligem Wandel. Unterdessen leert sich die Kirche rasch.

Klosterkirche im Rheinland, Sonntagsmesse für die Pfarrgemeinde. Die Predigt rankt sich um die These: Es kommt weniger darauf an, daß wir uns im Gottesdienst an Geschehenes erinnern, als daß wir Hoffnung auf eine menschlichere Zukunft stiften. Die Einsetzungsworte werden allerdings nicht in dieser Richtung modifiziert. Sie sprechen nicht von Jüngern, sondern von Freunden. Im Credo wird »katholische Kirche« ausgespart.

Die hier wiedergegebenen Beobachtungen schildern keine »Sensationen«, keine extremen Sachverhalte, sondern alltägliche »mittlere« Zustandsbilder. Sie wären beliebig vermehrbar. Zweifellos gibt es aufregendere Versuche, »kreative« Liturgie hervorzubringen, Experimente anzusetzen und Variationen eines Themas zu erfinden, von dem man annimmt, im Original langweile es die Zuhörer. Aber gerade die »mittlere« Skala ist beachtenswert, da das, was sich auf ihr abspielt, kein Aufsehen mehr erregt, sondern stillschweigend hingenommen oder zumindest ertragen wird. Die Extreme nutzen sich

um so eher ab, je extremer sie sind. Sie erscheinen daher auf die Dauer weniger gefährlich.

Folgende Fragen müßten überlegt werden:

Welchen Nutzen für die »actuosa participatio« der Gläubigen am Gottesdienst kann man sich von einer Liturgie versprechen, deren durchgängiges Merkmal darin besteht, daß sie von Land zu Land, von Bistum zu Bistum, von Pfarrei zu Pfarrei, ja von Zelebrant zu Zelebrant verschieden ist? Lehrt nicht die moderne »Lerntheorie« so gut (wenn auch auf andere Weise) wie die alte Pädagogik, daß Einübung notwendig ist, damit Sicherheit des Umgangs erreicht wird? Ist Ritus nicht in besonderem Maße darauf angewiesen, daß alle Beteiligten wissen (oder ahnen) können, um was es in jedem Augenblick geht, was sich da vor ihren Augen und Ohren, in ihrer Gegenwart, für sie und in ihrem Namen vollzieht? Ist es mit dem Sinn von Ritus vereinbar, wenn ständiges Verändern Unklarheit erzeugt, wenn aus Angst vor gedankenloser Routine des Gleichen eine ebenso gedankenlose Routiniertheit des Veränderns einzieht? Wenn schließlich die Gottesdienstbesucher, statt über bekannte Texte meditieren zu können, in ständiger Erwartungshaltung sind, bangend oder hoffend, was nun heute wieder neu, anders und überraschend auf sie zukommen werde?

Wie steht es mit den psychologischen Voraussetzungen für den Zugang zu einem Mysterium, das vom ersten bis zum letzten Augenblick durch laut gesprochene Worte begleitet, zitiert und gedeutet wird? Woher kommt die eigentümliche Angst vor einem Moment der Stille im sakralen Vollzug? Glaubt man, die Kirchgänger kämen auf gedankliche Abwege, wenn man sie eine Minute sich selbst, ihren eigenen Erwägungen, Sorgen und Bitten überließe? Ist die heutige Liturgiepraxis überhaupt noch aus ihrer authentischen Tradition bestimmt, wird sie nicht viel stärker von äußeren Faktoren beeinflusst: von der Dauerberieselungswirkung der Radio- und Fernsehprogramme, von der Angst, daß ein »toter Punkt« entstehen könnte, wenn das »Programm« nicht nahtlos-atemlos weiterläuft?

Dabei kommt es nicht selten zu grotesken Themen- und Wortfolgen. Etwa: »Heute nachmittag können im Pfarrhaus die Karten für unseren Karnevalsabend für alleinstehende Frauen abgeholt werden. Sie kosten 4,50 DM einschließlich Kaffee, Kuchen und ein Knallbonbon mit Überraschungen. Es segne Euch der allmächtige Gott . . .« Der letzte Teil der Meßfeier nach der neuen Liturgie stellt schon von sich aus kein dramaturgisches Meisterstück dar. Die Erlaubnis, Informationen für die Gemeinde einzuschieben, verführt geradezu zu eher komischen Konstellationen. Gespür für Sprache und Stil sind unter Geistlichen nicht häufiger als unter anderen akademisch Gebildeten, das heißt selten. So wird oft nicht einmal eine Kunstpause versucht, um derart entstandene Situationen zu »retten«. Solange der »objektive« Text der Liturgie auf lateinisch, zeitgebundene »irdische« Hinweise in der Mutter-

sprache gesprochen wurden, bedurfte es keiner Unterscheidung mit Mitteln der Phonetik. Da heute ein Heben der Stimme, ein Ansatz zum »tonus solemnior« schon des Triumphalismus verdächtig macht, weichen viele in einen beiläufigen, unbeteiligten Ton aus, der zwischen der Ansage für den Altenklub und der liturgischen Segensformel keinen Unterschied erkennen läßt.

Welche Hinführung zum Unsagbaren des Sakraments erfahren diese wohl-dressierten Gemeinden, die, durch laute, oft unwirsche Aufforderungen erinnert, durch einen Dirigenten angeleitet, kollektiv aufstehen, hinsitzen, niederknien, im Sprechchor beten oder singen?

Welches Verständnis von Ökumene gibt eine Kirche kund, die das einzige sprachliche Bindeglied, das an die tausendjährige Gemeinschaft mit den Kirchen des Ostens erinnert, aus ihrer Liturgie streicht – im Zeitalter der Ökumene? Ohne Not außerdem, denn was das Kyrie sagen will, hat jeder Kirchgänger gewußt, zumal das »Kyrieleis« in viele deutschsprachigen Kirchenlieder eingegangen ist und dort (hoffentlich) überleben wird?

Welche Vorstellungen von »Weltkirche« und »Überwindung nationaler Schranken« lassen sich vereinbaren mit der nahezu ausschließlichen Verwendung der Muttersprache in der Eucharistie? Noch nie haben so viele (überwiegend katholische) Ausländer ständig unter Deutschen gelebt wie heute – ist es da nicht paradox, daß gerade jetzt die katholische Liturgie exklusiv deutsch wird? Alles spricht davon, daß die ausländischen Arbeiter »integriert« werden sollen; wäre es nicht richtig, zuerst zu fragen, wie man sie am Gottesdienst teilnehmen lassen kann, bevor man sich den Kopf über ihre Beteiligung an »Räten« zerbricht (was keineswegs ein Argument gegen diese Beteiligung sein soll)?

Wie sollen Kinder und Erwachsene zu einem Minimum an Höflichkeit gegenüber Gott erzogen werden, wenn die äußeren Zeichen der Anwesenheit Gottes im Kirchenraum immer unmerklicher gemacht oder ganz beseitigt werden? Wenn man beim Betreten der Kirche weder ein Tabernakel noch ein Ewiges Licht erkennen kann? Wenn die konsekrierten Hostien auch gar nicht mehr in der Kirche aufbewahrt, sondern »die Reste des Mahls« abgeräumt und im Pfarrhaus oder in der Sakristei aufgehoben werden? Der Verfall der Formen vollzieht sich zwar auch in der weltlichen Sphäre in erschreckendem Tempo, aber muß das auch in der Kirche so sein? Wer einmal beobachtet, wie so viele Kirchgänger, junge wie alte, das »Haus des Herrn« betreten, in die Bänke stolpern, sich ohne Gruß, ohne eine Sekunde Anbetung, ohne Kniebeugen oder Kopfneigen niederlassen, der kann sich nur fragen, wie die gleichen, gewiß gutwilligen Leute sich wohl benehmen, wenn sie das Haus minder wichtiger Chefs betreten. Aber kann solches Verhalten getadelt werden, wenn die kirchlichen Reformer Kniebeugen vorwiegend unter dem Gesichtspunkt ihrer Abschaffbarkeit betrachten und die sichtbaren Hinweise auf die Realpräsenz Gottes in seinem Hause möglichst verstecken?